

(Nachdruck verboten.)

## Der Kaffl vom Hollarbräu.

12) Roman von R. von Seydlich.

Kastl war bereit, die Bedingung einzugehen, aber ließ die Hände nicht los. Der Ringkampf hörte auf, und er behielt den Besitz ihrer Hände, deren Finger sich übrigens, sobald der Gesang anfing, um die seinen legten; während er leise und unmerklich näher und näher rückte.

Ja, sie fing an zu singen; es schien sogar, daß sie rasch anfing, um die lästige Bedingung ihres Waffenstillstands ihrerseits zu erfüllen; sie dämpfte die Stimme so sehr es möglich war, und der warme melodische Klang war desto süßer.

Wenn Deutsche absolut keinen Grund haben, traurig zu sein, so singen sie zunächst stets die traurigsten Lieder, die sie wissen, die Lorelei oder dergleichen.

Agathe sang demgemäß, und weil sie eine ihr herzlich zugehörte Menschenseele neben sich fühlte, das düsterste der Lieder an:

„Verlassen — verlassen bin ich!“

und Kastl lauschte mit ganzer Seele; zuletzt versuchte er ein paar Töne mitzufingen, aber das gelang ihm sehr daneben vorbei.

„Jetzt bist zufrieden? fragte sie sofort nach dem letzten Ton.“

Ein obstinates, breites „Naa!“ war die Antwort, und es entspann sich wieder ein Wortgefecht, aber die Hände blieben trotz aller Listen, plötzlicher Nucke und geheuchelter Schmerzen in seinen Fäusten gefangen. Dabei war sie an seine Schulter zu liegen gekommen, und flüsterte ihr er ins Ohr:

„Geh, i bitt Di, — nur noch eins! Dann laß i Di, weil D' gar so gern vo' mir fortmagst.“

Sie sagte nichts, aber sie begann ein neues Lied, in dem viel von einem Wasserfall und von einem verschwundenen Schatz die Rede war.

Jetzt war sie ihm so nahe, daß ihre Stirnlocken an seine Wange streiften; sie sang immer leiser, als sank sie in Halbschlaf. Er rührte sich nicht, nur sein Herz klopfte, daß man's hätte hören können. So blieben sie in völliger Entrücktheit bis zum Ende des Lieds. —

Plötzlich aber, mit dem Ausklingen der letzten Note, sprang sie auf, — wie ein Korkstöpsel aus der Flasche, riß sich los und sagte:

„Jetzt — gut Nacht! I muß, muß fort!“

Da sprang auch er auf und schlang die Arme um sie... sie zerrte und bog sich seitwärts und zurück, und stemmte die kräftigen Hände gegen seine Brust, gegen seinen Hals — er aber erzwang in stummer Wut einen hastigen Ruf, der auch trotz Finsternis und Ringkampf den rechten Ort traf —

Dann stieß sie ihn lachend von sich und sprang zurück... schlapp, schlapp, schlapp — in eiligen Sprüngen war sie um die Mauerdecke entwichen.

So endete Kastls erste Gesangsstunde. Viele, viele, andre folgten, bis der Herbst kam und der stille Hofwinkel kalt und unwirtlich wurde. Da saßen sie dann Arm in Arm irgendwo in der Wärme; denn bis dahin wußten es alle Leute im Haus.

### III.

Arbeit und Liebe, — so lautete Kastls Devise nun für geraume Zeit. Was so gemeinhin als Branburisch in der Welt lebt, wäre eigentlich damit ganz zufrieden gewesen. Der Magen war versorgt, das Herz war versorgt, — und vor allem, der Ehrgeiz war versorgt. Denn es konnte nun ja nicht fehlen, bei der mächtigen Protektion aus dem Comptoir: er mußte vom Hinterburschen an durch alle Stadien des Brauerlebens hinaufkrücken bis zum Bräumeister.

Von da freilich geht's nicht so ohne weiteres auf höhere Stufen: denn Talent und Kenntnisse machen einen Menschen wohl zum Bräumeister; aber Geld — Geld allein, und zwar sehr viel Geld — mehr als Kastl dormalen geträumt hätte, kann einzig den Menschen zum selbstherrlichen Brauerlebensbesitzer machen. Und Leute wie der gute Kastl sind meist geneigt, zu denken, daß dies Geld eignes Geld sein müsse;

von Gründungen haben, alle Kastl der Welt meist keinen Dinst.

Ja, der Magen und das Herz waren versorgt. Denn im Frühjahr — gerade ein Jahr, nachdem er schüchtern und zaghaft die mystischen Räume des Hollarbräu zum erstenmal betreten, ward der Kastl mit gutem Gehalt — fünfund-siebenzig Mark monatlich und sieben Litermarken pro Tag, — als ehrbarer „Hinterbursch“ angestellt; und was das Herz betrifft, so entwickelte das liebe Agathl eine geradezu phänomenale Fähigkeit, sich vom Kastl, und nur von ihm allein, lieben zu lassen, — so daß sein Glück auch in diesem Punkte zu gerechtem Neid Gelegenheit gab.

Man duldete sein Glück, wie man ihn selbst von Anfang geduldet hatte. Aber es war unerhört; und eigentlich ärgerte man sich weniger darüber, daß er Glück hatte, als daß er es war, so ein zugelaufener Bub aus einem ziemlich fremden Land, Franken genannt, wo zwar recht guter Hopfen wächst — nächst dem Saazer wohl der beste der Welt; aber ein Land, aus dem noch nie ein Bräubursch nach München gekommen war. Das wurnte die wäldlerischen Kollegen etwas; aber wie gesagt, sie ertrugen es.

Das alte deutsche Sprichwort sagt: Hans im Glück wirft auch der Dohle ein Kalb. Wer einmal bei dem verrückten Frauenzimmer Fortuna Hahn im Korbe ist, dem schlägt das Unwahrscheinliche gut aus. So auch mit dem Kastl.

Denn richtig, wie er sich zum Militär stellen mußte und alle erwarteten, ihr auf ein paar Jahr in blauem Röcklein in eine Kaserne verbannt zu sehen — entdeckte der Arzt bei ihm ein beginnendes Herzleiden, und er kam glatt und stott frank und frei!

Und sonderbar, 's Agathl, die ihn doch nun hätte hart entbehren müssen, war die niedergeschlagenste Seele unterm alten Dach des Hollarbräu an dem Tage. Denn so sind die Weiber: ein schön bunt angezogener Soldat, den man nur Sonntags auf zwei Stunden haben kann, wiegt bei ihnen ein gewöhnliches graues oder braunes Menschenkind bei weitem auf — wenn dies letztere auch jenseits des Hof's beim Bier-sieden beschäftigt ist und man ihn am Tage so und so oft sehen und abends mit ihm schöne Lieder singen kann.

Ein Rückschlag von ihrer schlecht verhohlenen Betrübniß wars dem auch, was dem Kastl den sonst so fröhlichen Abend etwas verdarb. „Bin ich denn wirklich — herzleidend?“ grübelte er besorgt.

Aber der Dheim, der jetzt erster Buchhalter und die eigentliche Seele des Geschäfts war, tröstete ihn. Er saß mit dem Kastl zusammen und sie feierten den Tag; es war im Katskeller, ganz hinten, neben dem grünen Ofen, in einem der kleinen Holzverschläge. Kastl hatte eben seiner Besorgnis Ausdruck verliehen; der Dheim aber lächelte boshaft und still für sich hin. Dann nahm er sein Portefeuille aus der Brusttasche, zog einige Hundertmarkscheine hervor, zählte sie bedächtig und mehrmals und schob sie wieder ein; zuletzt sagte er gemüthlich:

„Mei' Lieber, — a Brauer stirbt an Gicht und Rheumatismus — aber an a Herzleiden stirbt nur, wer kauft. — Saußt Du gar so viel?“

„Daß i net wüßt. Natürl' an Durst — —“

„Scho recht. Wer arbeit't, brauchts Lösch'n mehr wie aner, der daheim am Schreibtisch hoct. Aber 's bekommt ihm a besser. Nach Der la Sorgen nit. Wenn D' magst, gehn mer morgen zum a Versicherungsdoctor; da hörst glei die Wahrheit.“

Und er erhob sein Glas: „Prost, Kastl, — Du bist g'hund wie nig. Laß Der nig ei'reden. Du hast's Glück und 's Geschick — Du sollst mer amal a Nordstern werden. — Prost!“

Dann aber, wie er sich den Bart wischte und eine neue Cigarre anzündete, kam er auf sein altes Thema.

„Sirt, i hab ka Kinder net, i hab nig'n af dera Welt, — als wie Di. — Na, na, nig danken! — Dees is amal mei Narrheit, jeder hat aue. 's is net, weil Du meiner Schwester ihr Sohn bist. 's is nur, weil i halt amal mei Narrheit an Dir g'fress'n hab. — Mi freut's halt. Und damit juck. Und jek laß mer mei Ruh.“

Und er sprang auf etwas andres über, wie um seine Richtung zu verbergen;

„Morgens geht der Salvator an, — Sonntag, —  
Du bist doch frei?“

„Schon! —“  
„Nachher nimmst 's Agathl mit naus, daß 's arme  
Gajshert a a Freud hat.“

Denn zu dem Verhältnis hatte der Oheim stets seine  
vollste, das heißt meist stillschweigende, Einwilligung gegeben:  
besser im Hause als außerm Haus! — Schließlich, wozu  
war sonst so ein Mädcl da? Daß der Kasfl ihr die Ehe  
nicht versprechen würde, das meinte er bestimmt hoffen zu  
dürfen.

„Also — abgemacht: mir gehn mit'sammen naus. Dürst  
Di nit scheniern weg'n mein' Weibsbild. Die was 's lang.“

Kurz, der Oheim war ein Prachtler, wie er im Buche  
steht. Kasfl hätte für ihn tausend Tode erleiden mögen. Er  
hing an ihm wie an einem Evangelium.

Der arme Oheim! In stillen Stunden klagte er wohl  
über ein verfehltes Leben: alle Kenntnisse, alle Routine im  
Brautwesen, besonders in geschäftlichen Dingen, besaß er nun  
wohl im Laufe der Jahre. Zu nichts andrem hatte er Lieb  
und Lust, als zur Brauerei. Aber selbst schaffen und arbeiten,  
seinen Ehrgeiz austoben lebenslang: das war ihm, dem  
schwachen, mageren tränklichen Menschen für ewig verboten.  
Wie schwer er das empfunden hatte, wie ihn Tantalus-  
qualen seit Jahren solterten — ah, das war nicht zum  
sagen. Aber da war, wie ein Geschenk vom Himmel,  
der Kasfl hereingeschneit und in ihm hatte er den sofort er-  
kannt, der das erreichen konnte, was ihm verboten war.  
Denn der hatte nicht nur Muskeln, um auszuführen, was der  
Kopf gebot, Muskeln haben sie ja alle die dumpf hinlebenden  
Tröpfe, die um die Pfannen, Bottiche und Fässer herum-  
hantieren! — sondern er hatte vor allem den intelligenten  
Schädel, in den des Oheims Weisheit bequem hineinging und  
in dem sie Feuer fing!

Und es ist die Frage, ob der Oheim durch die Ent-  
deckung Kasfls nicht vielleicht noch glücklicher geworden war,  
als der Kasfl durch die Auffindung seines Protectors.

Denn jetzt war es Licht in ihm geworden. Es war  
eine — nun ja, sagen wir niedere Natur, der Ringelmann,  
ein kleindenkender Egoist, der in kleinlichen Verhältnissen und  
Neigungen aufgewachsen war, und alle Aussicht gehabt hatte,  
in kleinlichen Dingen seine Existenz auszuleben. Die Frau,  
die ehemalige Haushälterin, war ihm ein öder trauriger Ersatz  
für das, was sonst den Ärmsten zur freundigen Pflichterfüllung  
treibt: die Familie.

Aber hier hatte sich vor einiger Zeit bei ihm das Schicksal  
ein wenig gerächt; das Schicksal, das er sich selbst geschaffen.  
Denn für etwas Ideales schwärmen muß auch der trockenste,  
engherzigste Mensch; einen geheimen Winkel, wo's ihm heimlich  
käckchenhaft begehrlieh wird, schafft sich jeder. Und so hatte  
Ringelmann denn auch seit einem Jahr neben der Ehe, die  
kaum diesen Namen verdiente, hinausgegriffen, und eines  
jener in den „Neuesten Nachrichten“ beginnenden Verhältnisse  
angehandelt, — um eben „etwas für sich“ zu haben. Seinen  
Bedarf an Cigarren deckte er bei Fräulein Creszenz Dam-  
huber, aber er brauchte das Rauchkraut nicht zu zahlen.  
Denn er hatte den winzigen Laden selbst bezahlt und ein-  
gerichtet. Und da der Gehalt eines Buchhalters dazu nicht  
langte, so führte er seit geraumer Zeit nebenher Privat-  
geschäfte, als gelegentlicher Verkaufsagent und Vermittler von  
Hopfengeschäften.

Aber alles das erschien selbst ihm bald lästig und  
drückend.

Da war der Kasfl erschienen.  
Der starke, schöne, junge Kerl, der ein Leben voll Gesund-  
heit, Kraft und Entschlossenheit vor sich hatte; der sich wie zu  
ihm ergänzte, der bestimmt schien, das zu sein, was Ringel-  
mann nicht sein konnte!

Und da war urplötzlich eine Affenliebe zum Neffen er-  
wacht, ein Ideal ungeahnter Art. Für den Buben zu leben,  
für ihn zu arbeiten, für ihn meinetwegen zu betrügen oder  
zu stehen, das schien ihm jetzt nicht nur glückseliger Lebens-  
zweck, das war ihm Pflicht. Denn das — er gestand sich's  
nicht, er dachte nicht so weit, aber es war so, — das war  
eine Aussicht, sein trübes nicht immer lauterer Leben zu  
etwas edlerem zu weihen; diese Liebe konnte manches Un-  
lautere wett machen, und an dieser Liebe beschloß er, mit  
Fanatismus zu hängen!

Jetzt verblaßte das Interesse an seiner Geliebten, jetzt  
gab's für ihn kein häusliches Interesse mehr, jetzt sah er für  
Kasfl am Pult des Comptoirs, jetzt trieb er für ihn, den

noch Unwissenden, seine Agenturgeschäfte; alles, alles für ihn,  
seinen Abgott, seinen starken, herrlichen Sohn, den ihm der  
Zufall geschenkt.

Und er machte auch kein Hehl daraus, er bemutterte  
ihn aufrichtig und öffentlich, er gönnte dem Buben alles Gute  
und Bessere; und so auch das Agathl, und so auch den  
Salvator.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Am Nachzug.<sup>\*)</sup>

Von Gerhart Hauptmann.

Es poltert der Zug durch die Mondscheinnacht,  
Die Räder dröhnen und rasen.  
Still sit' ich im Polster und kasse die Nacht  
Unter sieben schnarrenden Rassen.  
Die Lampe flackert und zittert und zuckt,  
Und der Wagen rasselt und rüttelt und ruckt,  
Und weit, wie ins Reich der Gespenster,  
Weit blick' ich hinaus in das dämmrige Licht,  
Und schemenhaft schon' ich mein blaßes Gesicht  
Im lampenbeschiedenen Fenster.

Da rast es nun hin mit dem brausenden Zug,  
An Wiesen und Wäldern vorüber,  
Ueber Mauern, Stakete und Päume im Flug,  
Und trüber blickt es und trüber.  
Und jeho, wahrhaftig ich täusche mich nicht,  
Jetzt rollen über mein Schattengesicht  
Zwei schwere und leuchtende Thränen.  
Und tief in der Brust mir, da klingt es und singt's,  
Und fiebernd das Herz und die Pulse durchdringt's  
Ein wildes, ein brennendes Sehnen.

Ein Sehnen hinaus in das Mondscheinreich,  
Das fliegend die Drähte durchschneiden.  
Sie tauchen hernieder und steigen zugleich,  
Vom Zauber der Nacht mich zu scheiden.  
Doch ich blicke hinaus, und das Herz wird mir weit,  
Und ich lulle mich ein in die seltsame Zeit,  
Wo nächtlich tanzte am Weiser  
Auf Mondlichtstrahlen die Eisenmaid,  
Dazu ihr von minniger Wonne und Leid  
Der Eise spielte die Leher.

Der Eise, er spielt die Leher so schön,  
Die Gräslein, sie müssen ihm lauschen.  
Der Mühlbach, im Sturze, hielt an und blieb stehn,  
Vergessend sein eigenes Lauschen.  
Maiblumen und Nottler weineten Tau,  
Und wonnige Schauer durchbebten die Au,  
Und Sängler lauschten im Haine;  
Sie lauschten und lernten vom Eisen gar viel  
Und stimmten ihr duftendes Saitenspiel  
So zaub'risch, so rein wie das seine.

Vorüber, vorüber im tausenden Takt,  
Kein Zauber nimmt Dich gefangen.  
Der Du schwindelhoch über den Katarakt  
Und tief durch die Berge gegangen.  
Du rasender Pulsschlag der fiebernden Welt  
Du Dämon, der in den Armen mich hält  
Und trägt zu entlegener Ferne!  
Ich bliebe so gern im Mondenschein  
Und lauschte so gerne vergessen allein  
Der Zwiesprach selbiger Sterne!

Rauchmassen umwölken das traumhafte Bild  
Und schlingen weißwogende Reigen.  
Doch unter mir stampft es und schmettert es wild,  
Und unter mir will es nicht schweigen.  
Es klingt wie ein Aechzen, es rieselt wie Schweiß,  
Als schleppten Cyclophen hin über das Gleis

\*) Wir entnehmen dieses Gedicht der empfehlenswerten Halb-  
monatsschrift „Das literarische Echo“. (Berlin. F. Fontane  
u. Co.) Die Ballade stammt aus Hauptmanns Frühzeit und erschien  
erstmals in der „Allgemeinen Deutschen Universitätszeitung“,  
(I. Jahrg. 1887 Nr. 7.) Der Dichter hat den Text vor dem Wieder-  
abdruck im „Lit. Echo“ nochmals einer Durchsicht unterzogen.

Den Zug mit ehernen Armen.  
Und wie ich noch lausche, beklommen und bang,  
Da wird aus dem Tönegewirr ein Gesang  
Zum Grauen zugleich und Erbarmen.

Wir tragen Euch hin durch die dufende Nacht  
Mit triefenden Wangen und Brüsten.  
Wir haben Euch güldene Häuser gemacht,  
Indessen wie Geier wir nisten.  
Wir schaffen Euch Kleider. Wir baden Euch Brot.  
Ihr schafft uns den grinsenden, winselnden Tod.  
Wir wollen die Ketten zerbrechen.  
Uns dürstet, uns dürstet nach Eurem Gut!  
Uns dürstet, uns dürstet nach Eurem Blut!  
Wir wollen uns retten —! uns rächen!

Wohl sind wir ein rauhes, blutdürstend Geschlecht  
Mit schwieligen Händen und Herzen.  
Doch gebt uns zum Leben, zum Sterben ein Recht  
Und nehmt uns die Last unsrer Schmerzen!  
Ja, könnten wir atmen, im leuchtenden Lauf  
Nur einmal erquickend, tief innerlich auf,  
So, weil Du den Esen bewundert,  
So sängen wir Dir, mit Donnergetön,  
Das Lied, so finster und doch so schön,  
Das Lied von unsrem Jahrhundert!

Willst lernen, Poetlein, das heilige Lied,  
So lausche dem Raufen der Minen,  
So meide das schläfrige, tändelnde Lied  
Und folge dem Gang der Maschinen;  
Beachte den Funken im singenden Draht,  
Des Schiffes schwindelnden Wolkenpfad,  
Und weiter, o beuge Dich nieder  
Zum Herzen der Armen, mitleidig und mild,  
Und was es Dir zitternd und weinend enthüllt,  
Ersteh' es in Tönen Dir wieder!

Es poltert der Zug durch die Mondscheinmacht.  
Die Räder dröhnen und rasen.  
Still sit' ich im Polster und halte die Wacht  
Unter sieben schnarrenden Nasen.  
Die Lampe flackert und zittert und zuckt,  
Und der Wagen rasselnd und rittelt und ruckt,  
Und tief aus dem Chaos der Töne,  
Da quillt es, da drängt es, da perlt es empor  
Wie Hymnengesänge bezaubernd mein Ohr  
In erdenverklärter Schöne.

Und leise auf schwillt es und ebbend verhallt's  
Im schmetternden Eisengellirre.  
Und wieder erwacht es, und himmelauf walt's  
Hervor aus dem Tönegewirr.  
Und immer von neuem versinkt es und steigt's.  
Und endlich verweht's im Tumulte und schweigt's  
Und läßt mir ein heißes Begehren,  
Das funeberlickende Raubergetön  
Von himmlischen Lenzen auf irdischen Höhn  
Zu Ende, zu Ende zu hören. —

### Kleines Feuilleton.

ck. Ueber das ungeheure Wachstum der amerikanischen Millionen-Vermögen berichtet ein Londoner Blatt: Die Vermögen vor hundert Jahren waren im Vergleich mit dem angehäuften Reichtum, den heute etwa zwanzig Menschen in Amerika haben, winzig. Summen, wie sie Rodesseler oder Morgan zur Verfügung stehen, hätte man 1800 für eine unbeschränkte und widernatürliche Macht gehalten. Dabei vermehrten allein im Jahre 1900 23 amerikanische Millionäre ihr schon so riesiges Vermögen um nicht weniger als 1200 Millionen Mark! John D. Rodessellers Vermögen, das 2000 Millionen Mark überschreitet, vermehrte sich allein um 600 Millionen Mark. Natürlich war dies nicht alles in Bar vorhanden, viel davon steht auf Papier, aber es ist auch so gesichert, und auf diesen Besitz werden Zinsen und Dividenden gezahlt; der Nutzen wäre nicht größer, wenn das Papier in Goldwert umgewechselt würde. Diesem einen Gewinner stehen unzählige Verlierer gegenüber. Rodessellers Gewinn im Jahre 1900 ist leicht zu schätzen. Im Beginn des Jahres behauptete er unter Eid, in Standard Oil-Aktien 124 000 000 M. zu besitzen. Diese erfuhr, ehe das Jahr um war, eine Preissteigerung um 400 Proz. und werden jetzt auf fast 3000 M. geschätzt; ihr Paris-Kurs ist 400 M. Also hat sich Rodessellers Vermögen allein hier im

Jahre 1900 um 496 000 000 M. vermehrt. Ferner „arbeitete“ er in den Aktien eines halben Duzends Eisenbahnlinsen und bildete mit J. Pierpont Morgan und James J. Hill eine kolossale Eisenbahn-Kombination. Diese Linien wurden von der allgemeinen Aktienhaufe ergriffen, und sein Anteil vermehrte sich um 102 000 000 M., sein Besitz im ganzen also um fast 600 000 000 M. W. K. Vanderbilt, das Haupt der Familie Vanderbilt, der die meisten Eisenbahnobligationen in den Vereinigten Staaten besitzt, hat das ganze Jahr stark spekuliert. Er geht lähn vor, aber es hängt von dem ständigen Wachsen des allgemeinen Wohlstands ab, ob er gewinnt. Sein unbegrenztes Vertrauen auf die Zukunft Amerikas ist ein großer Faktor bei seinen Kapitalanlagen. Er ist sehr erfahren in Eisenbahnangelegenheiten, kann Eisenbahnschienen legen, eine Maschine führen oder ein großes System leiten. Er hat die Liebe der Vanderbilts für große Spekulationen, und er war niemals so erfolgreich wie im vergangenen Jahre. Durch bloße Spekulation gewann er allein 100 000 000 M. Das Wachstum des Wertes seiner Besizungen ist schwerer zu berechnen, wird mit 20 000 000 Mark nicht überschätzt. Auch Pierpont Morgan hat in diesem Jahr schwer gewonnen. In Kohlenaktien und Obligationen der Northern Pacific und Erie-Eisenbahn gewann er 80 000 000 M. Wie Morgan die Gelegenheit ausnützt, zeigt folgendes Beispiel. Als während des großen Kohlenstreits die Aktien gefallen waren, weil keine Aussicht auf Beilegung zu sein schien, kam Mark Hanna, der Wahlmacher der Republikaner, zu Morgan und sagte ihm, der Streit müsse beigelegt werden, da die republikanische Partei sonst Stimmen verlieren würde. In einer von Morgan einberufenen Versammlung der Bergwerksbesitzer sollte Hanna sein Ultimatum abgeben. Morgan, der allein von allen Kohlenmagazinen die Bedeutung der Versammlung kannte, besuchte sie nicht, denn er wußte, Hanna und der Präsident würden ihren Willen durchsetzen und dann würden die Preise steigen. Er ließ so viele Kohlenaktien wie möglich kaufen, und als die Kohlenleute aus der Versammlung kamen, war Morgan um einige Millionen reicher. Als James M. Keene im vorigen Jahr in London war, erklärte er beständig, die amerikanischen Kurse wären falsch, es müßte ein großes Fallen sein, und die Haufe wäre fingiert. John W. Gates und Jacob Field stimmten ihm bei, und die arglosen Cityleute mehrerer Zeitungen nahmen alles, was sie sagten, als ausgemacht hin. Die britischen Besitzer amerikanischer Aktien verkauften dieselben also, die Herren Keene, Gates und Field kauften sie auf, und als die auf diese Weise niedergedrückten Aktien von 10 auf 30 stiegen, gewann das Trio auf die leichteste Weise Geld. Keene hatte einen Reingewinn von 20 000 000 M., und Gates und Field gewannen gleichfalls jeder 20 000 000 M. Die Zeitungslente, die dem Trio geholfen haben, werden jetzt von den Verlierern entweder für sehr einfältig oder sehr gerissen gehalten. Mrs. Hetty Green aus New York, die Amazone der Wall-Street, zeigte gleichfalls großen Schwaffinn in Spekulationen und fügte ihrem Vermögen von 240 000 000 M. im vorigen Jahr 20 000 000 M. hinzu. Sie sah Morgans Plan nach einem Kohlenruß voraus und kaufte ruhig so viel wie möglich Aktien. Als Morgan kaufen wollte, fand er, daß Mrs. Green am meisten Aktien davon besaß, und sie erzielte einen Gewinn von 1 200 000 M. Die andern großen Gewinne verteilten sich wie folgt: Russell Sage 60 000 000 M., die Vermögensmasse der Goulds, James Stillman, James J. Hill, W. A. Hausmann u. Co., Thomas M. Lawson gewannen jeder etwa 40 000 000 M.; D. O. Mills, G. H. Rogers und William C. Whitney je 20 000 000 M. Viele verdienen von 4 000 000 bis 8 000 000. Diese Schätzungen sind nicht etwa bloße Vermutungen, sondern das Ergebnis sorgfältiger Berechnungen von erfahrenen Börsen-Schriftstellern. —

### Musik.

An die Darstellung des Gretchens in Goethes „Faust“ und der Margarete in Gounods bekannter Oper haben schon ungezählte Künstlerinnen der Bühne ihr Bestes und gewiß auch viel Individuelles gewendet. Ob unter all diesen Darstellungen auch eine ist, die das einfache Bürgermädchen mit all der wirklichen ihr eigenen Natürlichkeit und doch Kräftigkeit einer reichen Seele, zugleich aber auch mit einer selbständigen, einheitlichen Auffassung, frei vom Typus und von der Theatermaske, zeichnet, wird wohl nicht so leicht zu sagen sein. Frau J. D. Björnson, die als nordischer Gast vorgestern im Theater des Westens die Gounodsche Margarete sang, ist eine sympathische und ernste, würdige Künstlerin mit vielen guten Gesangsqualitäten. Ob aber diese wenigen, großen, starkschrittigen Bewegungen gerade für diese Rolle geeignet sind, muß man denn doch bezweifeln. Frau Björnson besitzt sowohl in ihrer Spiel-, wie auch in ihrer Gesangskunst zwei Gruppen von Mitteln, die sie auf andersartige Aufgaben hinweisen. Die eine Art ihrer Aufgaben wäre die einer streng klassischen oder klassizistischen Heroine, möglichst mit all dem Elementaren und Abstrakten, das sich bei solchen Figuren findet. Die schönen, stark sonoren, wenngleich nicht glanzvollen Töne, die bei ihr im späteren Verlauf der Partie gut zur Geltung kamen, sowie die einfachen, typischen Bewegungen, die für die irdische Konkretheit dieser Figur weitaus nicht zureichen, werden sie wohl zu Rollen jener Art viel besser befähigen. Außerdem aber verfügt Frau Björnson, wie ihre anfängliche Darstellung der Margarete bewies, über ein so zartes, schleierhaftes Piano, daß man ihr, zugleich wiederum im Hinblick auf ihre Beschränktheit im Ausdruck, wünschen möchte, es entstünde eigens für sie eine besondere Art von Opern, so etwas wie eine puppenpielartige Oper im Geiste Maeterlinds, mit wirklichkeits-

fernen, geheimnisvollen Schönen, die sich wenig lächeln und nur durch ihre kalte Starrheit hindurch eine tiefliegende Wärme vermuten lassen, eine Wärme, die denn auch jener Gastin in irgend einem Hintergrund eigen sein und das erschrocken etwas befremdete Publikum zu einem verhältnismäßig geringen, aber wohlgemeinten Beifall veranlaßt haben mag.

Von den gar gewaltigen Schritten und Mienezüge dieser Margarete wäre ein gut Teil an Frl. Bradenhammer abzugeben gewesen, welche die männliche Figur des Sybel, des Liebhabers der Margarete, gar zu weiblich und weichlich, aber sonst recht ausdrucksvoll gab. Sie und Frl. Detsch als Marthe zeigten jedenfalls wieder, wie viel das Theater des Westens an diesen beiden trefflichen Aktistinnen besitzt. Albin Günther erweiterte als Mephistopheles den günstigen Eindruck, den wir von diesem stimmbegabten Bassisten bereits gewonnen haben. Ueber den Theaterbösewicht kommt freilich auch er nicht weit hinaus, und eine einheitliche und individuelle Auffassung des Teufels gab auch er nicht. Allein manche Einzelheiten waren glänzend, und schon seine reiche Beweglichkeit brachte eine erfreuliche Abwechslung in eine Gesamtleistung des Theaters, die trotz aller guten Regie und ungerechnet zahlreiche äußerliche Zwischenfälle doch langweilig war. Herr Desider Kranzi singt besser, als die vielen Vorwürfe eines Fremolikens es erscheinen lassen; doch seine stille Tenorheit reicht nicht einmal für diese blasse Fantastrolche aus. Trotz aller einzelnen und allgemeinen Opernhäufigkeiten (Tanzrhythmus an unrichtiger Stelle, Hervorheben des Neuberlichen) würde diese in der Hauptsache „vernünftige“ Oper eine künstlerisch gründliche Durcharbeitung verdienen. — sz.

**Geographisches.**

en, Flußmündungen unter dem Meere. Vor einigen Jahren wurde man durch ein überraschendes Ereignis an der Küste des nordwestlichen Afrika auf eine merkwürdige Naturerscheinung aufmerksam, die bisher ganz unbeachtet geblieben war. Das zwischen dem Grünen Kap (Kap Verde) und der Brasilianischen Küste eben erst vollendete Kabel aus ganz neuem und vorzüglichem Material versagte mehreremal hintereinander den Dienst, und die Untersuchung stellte fest, daß es immer ungefähr an derselben Stelle gerissen war. Man prüfte nunmehr den Meeresboden auf das genaueste, um die Ursache dieser Strömung zu erfahren, und fand, daß sich dort am Meeresboden die Quelle eines Flusses befand, der das Kabel mit seinen Schuttmassen überschüttet und zum Reißen gebracht hatte. Die Herkunft dieses untermeerischen Süßwasser-Strömes blieb nicht lange im unklaren, denn man fand, daß sich an der afrikanischen Küste gerade in gleicher Höhe mit der fraglichen Meeresstelle ein Fluß in die Sümpfe von Jos ergießt und sich dort in dem Sand des Bodens verliert. Es konnte kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß es das Wasser des Flusses war, das sich in einer Entfernung von 24 Kilometern von der Küste unterirdisch ins Meer ergießt und zum Reißen des Kabels Veranlassung gegeben hatte. Diese Vermutung wurde dadurch noch wahrscheinlicher, daß sich das mit der Reparatur beschäftigte Schiff eines schönen Tags plötzlich mit einer Menge von Drangeschalen, Kalebassen, Zengstüden usw. umgeben sah, die wohl keinesfalls von der 140 Kilometer entfernten Mündung des Senegal kommen konnten, sondern wahrscheinlich aus der unterirdischen Flußmündung in die Höhe gestiegen waren. So merkwürdig diese Thatsache erscheint, steht sie doch keineswegs beispiellos in der Erdkunde da. Eine ähnliche unterirdische Flußmündung besitzt z. B. der Nowina an der ostafrikanischen Küste, der sich gerade auf der Grenze zwischen deutschem und portugiesischem Gebiet dem Meere zuwendet, und ein gleiches findet nördlich des durch ein furchtbares Erdbeben seiner Zeit allbekannt gewordenen Orts Arica in Chile, früher zu Peru gehörig, statt, wo ein Fluß plötzlich im Sande verschwindet und unsichtbar dem Meere zufließt, um einen breiten untermeerischen Fluß zu bilden. Ein anderer Fall entsprechender Natur ist auch westlich des peruanischen Hafens Talora zu beobachten, wo sich auf dem Meeresboden in 18 Kilometer Abstand von der Küste ein echtes Flußbett gebildet hat. Im Hinterlande der Küste befinden sich dort eine Reihe von Seen, deren Gewässer in eine Felspalte abfließt und wahrscheinlich am Meeresgrunde erst wieder den Boden verläßt. In der Nähe der Insel Saba in den Kleinen Antillen entdeckte Kapitän Lugo mitten im Meere das Vorhandensein einer beträchtlichen Süßwassermasse, die in konzentrischen Kreisen vom Meeresgrunde aufzuquellen schien. Man braucht aber gar nicht so weit zu gehen, um auf solche Launen der Natur zu treffen. Es giebt z. B. etwas Ähnliches an der Atlantischen Küste von Süd-Frankreich, wo sich das Wasser des großen Sümpfs von Osegore durch die Sandmassen des Gestades in einen unterirdischen Kanal, der wahrscheinlich einer alten Mündung des Rhodur entspricht, in das Meer ergießt und unter dessen Oberfläche anströmt. Wenn ein Geograph eine Kur in Warwick benutzt, so hat er Gelegenheit, diese Verhältnisse in nächster Nähe zu studieren. Wir finden aber auch in andern europäischen Seestaaten noch weitere Beispiele, so an dem Meerbusen des Humber in England und weiter südlich an der St. Margaret-Bai, wo große Süßwassermassen durch Spalten des Erdbodens unterirdisch ins Meer geleitet werden. Zum Schluß sei der berühmteste Fall dieser Art genannt, die Katabothren des Kopais-See in Mittelgriechenland, die schon im Altertum als unterirdische Ableitung des großen Binnenwassers zum Meere bekannt waren. —

**Medizinisches.**

es. Heilkräftiger Muskelast. Der Pariser Gelehrte Charles Richet hat vor der dortigen Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über die heilkräftige Wirkung eines Stoffs gehalten, den er als Muskelast oder eigentlich als Muskelserum bezeichnet. Es ist der Saft, der dadurch erhalten wird, daß man frisches Fleisch bis zum äußersten zusammenpreßt, eine rote Flüssigkeit, die in der Wärme gerinnt. Außer Mineralstoffen erhält sie auf jedes Kilogramm etwa 50 Gramm Eiweißstoffe. Dieses Muskelserum ist, wenn es unter die Haut oder in die Adern geïnjekt wird, in einer Dosis von 5 Kubikcentimetern pro Kilogramm des Gewichts für Tiere äußerst giftig, es veranlaßt eine beträchtliche Herabsetzung des Blutdrucks, und es erfolgt der Tod des Thiers unter starkem Erbrechen. Die Sektion ergibt eine starke Blutausfüllung der Eingeweide und der Leber. In kleineren Mengen dagegen hat es sich als einziges Heilmittel gegen die Tuberkulose bei Tieren erwiesen. Frisches Rindfleisch giebt unter einem Druck von 25 Kilogramm pro Quadratcentimeter etwa 33 Proz. Muskelast, gefrorenes Fleisch bis zu 50 Proz. —

**Humoristisches.**

— Man muß sich zu helfen wissen. Ein Stadtwirt hatte an einem reizend gelegenen Punkte im Hochgebirge das Wirtshaus „zur schönen Aussicht“ eröffnet. Trotz vorzüglicher Küche, guter Bedienung und mäßiger Preise blieben die Gäste aus; die Touristen nahmen ihren Proviant vom Thal aus mit und suchten sich „schöne Aussichten“ nach eigenem Geschmack. Der Wirt ward kleinmütig; bevor er jedoch zusperrte, wollte er es noch mit einem letzten Mittel versuchen: er strich im Schild die „schöne Aussicht“ und nannte sein Wirtshaus „zum gefährlichen Absturz“. Seit dieser Zeit war es immer voll. —  
 — Besorgnis. Patient: „Darf ich denn Wein trinken?“  
 Arzt: „Ja, aber ehöffelweise!“  
 Patient: „Heer Doktor, wenn mir da nur nicht der Arm müde wird!“ —  
 — Druckfehler. (Aus einer Vereinszeitung.) „Mit schönen Worten ist uns nicht geholfen“, sagte der Präsident zum Bäckermeister Krause, „wir wollen Thaten sehen!“ —  
 („Meggend. Hum. Bl.“)

**Notizen.**

— Björnsons Drama „Laboremus“ wird im Stuttgarter Hoftheater seine Premiere erleben. —  
 — Arthur Schnitzlers bisher noch nirgends gegebene Pseuderei „Episode“ (aus „Anatol“) wird im Bunten Theater aufgeführt werden. —  
 — Das Wiener Burgtheater verhandelt mit Gregori vom Schiller-Theater. Gregori soll noch im Laufe dieser Saison in Wien gastieren. —  
 — Das Pachtverhältnis des Direktors Langhammer im Wiedener Theater in Wien ist gelöst worden, doch verbleibt Langhammer bis zum Saisonende als Direktor, wobei die Eigentümer die verfallene Kaution mit 22 000 Gulden zu Gunsten des Personals in täglichen Raten zur Verfügung stellen. —  
 — Rudolph Lothars Komödie „Harlekin“ errang bei seiner Aufführung am Dagmar-Theater in Kopenhagen einen großen Erfolg. —  
 — Alfred Lichtwarks Pseudereien: „Palastfenster und Flügelthür“ sind in zweiter umgearbeiteter Auflage bei Bruno und Paul Cassirer in Berlin erschienen. Von demselben Verlag ist auch ein neues Buch Lichtwarks: „Die Erziehung des Farbensinns“ ausgegeben worden. —  
 — Professor Dr. Thilenius wird mit Erlaubnis des Kultusministeriums an der Berliner Universität ein ethnologisches Museum errichten. Dieses Institut wird das erste seiner Art in Verbindung mit einer preussischen Universität sein. —  
 — Katharina Schraff ist kürzlich vom Pape empfangen worden. — Die Gallmayer hatte es bloß bis zu einer Wallfahrt nach Maria Zell gebracht. —  
 — Die Gesellschaft der Freunde des Louvre hat diesem einen Wandteppich, der das jüngste Gericht darstellt und im 15. Jahrhundert in Brüssel, sehr wahrscheinlich nach Karlons von Quentin Massiss ausgeführt ist, geschenkt. — Die Arbeit kommt aus der spanischen Sammlung des Herzogs von Alba und gehört bei diesem zu einer Reihe von fünf Studien, von denen heute zwei Privatbesitzern, zwei andre dem Museum von Amsterdam gehören. Die seltenere Arbeit hat 70 000 Fr. gekostet. —  
 — Eine der gewaltigsten Brücken der Welt wird demnächst den Meeresküsten zwischen der City und North-Sidney überspannen. Mit dem ersten Preis von 20 000 M. ist der Entwurf von Crutwell (London) gekrönt worden, der zweite (10 000 M.) wurde dem von Norman Sells eingereichten Plane einer deutschen Firma zuerkannt; der begleitende Kostenschlag für den Brückenbau beläuft sich im ersten Falle auf 58 1/2, im andren auf 26 1/2 Millionen Mark. —